

Zeitschrift für Volkskunde



Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde
herausgegeben von
Gottfried Korff und Martin Scharfe,
Heidi Müller (unter Mitarbeit von Konrad Vanja)
und Klaus Roth

87. Jahrgang 1991

Verlag Otto Schwartz & Co., 3400 Göttingen

Prof. Dr. Peter Assion, Seminar für Volkskunde, Maximilianstr. 15, D-7800 Freiburg

Dr. Rosmarie Beier, Deutsches Historisches Museum, Windscheidtstraße 18, D-1000 Berlin 12

Dr. Andreas Bruck, Holunderstraße 10, D-4817 Leopoldshöhe

Prof. Dr. Christine Burckhardt-Seebass, Klingenthal 7, CH-4058 Basel

Esther Gajek, Institut für deutsche und vergleichende Volkskunde, Ludwigstraße 25, D-8000 München 22

Dr. Silke Götsch, Waitzstraße 96, D-2300 Kiel

Dr. Andreas Hartmann, Calsowstraße 11, D-3400 Göttingen

Dr. Wolfgang Kaschuba, Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D-7400 Tübingen

Dr. Sabine Künsting, Solothurner Weg 20, D-5000 Köln-Mülheim

Dr. Heike Müns, Richard-Wagner-Straße 5, O-2500 Rostock 1

Dr. Ingo Schneider, Institut für Volkskunde, Innrain 52, A-6020 Innsbruck

Dr. Thomas Scholze, Erichbergstraße 23, O-1165 Berlin

Hans Schuhladen, Institut für Volkskunde, Ludwigstraße 23, D-8000 München 22

Dr. Gisela Welz, Ludwig-Uhland-Institut, Schloß, D-7400 Tübingen

Dr. Harm-Peer Zimmermann, Seminar für Volkskunde, Olshausenstraße 40, D-2300 Kiel 1

Volk und Sprache

Über eine mehrdeutige Beziehung

Von Hermann Bausinger, Tübingen

Im öffentlichen Diskurs wurde das Wörtchen Volk im Lauf der letzten Monate häufiger verwendet als in all den Jahren zuvor. Bekanntlich skandierten die Demonstrationen in Sachsen und Berlin: „Wir sind das Volk!“ Sie pochten auf wirkliche Demokratie gegen eine korrupte Herrschaft, die ihren Titel, ihre Organe und Institutionen mit diesem Begriff Volk schmückte und tarnte (vom Volkspolizisten bis zur Volksarmee, vom Volkseigenen Betrieb bis zum Helden des Volkes) und die sich immer wieder auf den Willen des Volkes (den „eigentlichen“ Willen, der den Menschen von den Funktionären der Partei erst gezeigt werden mußte) berief. Dem wurden jetzt die Parolen entgegengestellt: „Alle Macht dem Volke!“, „Das Volk sind wir, und wir sind Millionen“, „Mein Vorschlag für den 1. Mai: Die Führung zieht am Volk vorbei“ – oder eben: „Wir sind das Volk“.

Schon Tage später hieß die Parole: „Wir sind *ein* Volk“, wobei *ein* nicht als unbestimmter Artikel, sondern als Zahlwort verwendet wurde. Im Klartext: Wir, die Menschen der DDR, bilden zusammen mit den Angehörigen der Bundesrepublik Deutschland eine Nation, ein Volk. In dieser kleinen Verschiebung wird sichtbar, daß Volk sehr Verschiedenartiges bedeuten kann, aber auch, daß die beiden Hauptbedeutungen nicht unverbunden nebeneinander stehen.

Es scheint an der Zeit, die Diskussion um den Volksbegriff, die in unserer Wissenschaft vor zwanzig Jahren vielleicht mit etwas zu viel Aufgeregtheit geführt wurde, wieder aufzunehmen – nicht um der offenkundigen Konjunktur beizuspringen, sondern weil sich in dieser Konjunktur auch die alten Fragwürdigkeiten zeigen. Dies soll hier geschehen im Rahmen einiger Überlegungen und Beobachtungen zum Thema: Volk und Sprache.*

Die Bezeichnung Volkskunde hat sich – entgegen manchen Wünschen und Vorstößen der frühen siebziger Jahre – gehalten, und sie übt angesichts der divergierenden Ersatzbezeichnungen eine wichtige Klammerfunktion aus. Aber sie wird im allgemeinen sehr unpathetisch verwendet, als Orientierungsetikett und nicht als inhaltlich gewichtige Kategorie. In den Abhandlungen und Analysen des Faches taucht das Wort Volk kaum auf, und auch in anderen Wissenschaften hat es seit längerem keine sichere Heimat mehr.

Woher kommt diese Zurückhaltung? Lutz Mackensen, dem wir eine ganze Reihe sprach- und pressegeschichtlicher Untersuchungen verdanken, nannte vor zwanzig Jahren in einer Studie zur Sprache der Gegenwart *einen* wesentlichen Grund. „Der Argwohn gegen die Sprache“, der sich schon während der nationalso-

* Der Aufsatz basiert im wesentlichen auf einem Vortrag, der im Rahmen des Studium Generale an der Universität Heidelberg gehalten wurde.

zialistischen Herrschaft entwickelt habe, sei nach dem politischen Zusammenbruch „schließlich total“ geworden. Als Beispiel greift er das Wort *Volk* heraus, „fragwürdig durch die ungezielten Zusammensetzungen, in denen man zwölf Jahre gelebt hatte (Volksgemeinschaft, Volksgenosse, Volkskanzler, volksfremd usw.)“. Mackensen sieht hier eine Parallele zu „Reich, (. . .) Sippe, Ahn, Rasse, Hymne, Held, Bewährung – Wörter, deren Tabuierung weite Felder unseres geistigen, geschichtlichen und völkischen Lebens stilllegte, als ob sie Maschinenteile wären und wir auch ohne sie sein könnten. Es wird Zeit und Sorgfalt kosten, bis die Masse der Sprecher und Schreiber wieder so unbefangen ist, wie man sein muß, um diesen Wörtern zu genügen.“¹

Dies ist nun allerdings eine seltsame Äußerung, die zur Interpretation und zu Nachfragen herausfordert. Nach Mackensens Argumentation verhindert die Vermeidung jener Wörter das Leben in bestimmten Bereichen – ist es aber nicht umgekehrt so, daß das veränderte Leben in diesen Feldern den Bedarf an bestimmten Wörtern drastisch gesenkt hat? Verräterisch und eine Art Fehlleistung ist die Metapher mit den Maschinenteilen. Für eine Maschine ist es ja gerade charakteristisch, daß sie ohne wichtige Teile nicht existieren kann – mit einem Motor ohne Zündkerzen kann man nicht Auto fahren. Mit der Unentbehrlichkeit verhält es sich also gerade anders herum. Aber Lutz Mackensen will offenbar betonen, daß es in diesen Bereichen nicht mechanisch zugeht, daß es sich vielmehr um eine besondere Sphäre handelt. Wir müssen jenen Wörtern – Volk, Reich, Sippe, Ahn, Rasse, Hymne, Held, Bewährung – „genügen“; das heißt doch wohl, daß wir uns dieser ehrwürdigen, ja sakrosankten Wörter würdig erweisen müssen. Erwartet und gefordert wird eine neue Unbefangenheit – sie wäre die Voraussetzung, sich den Vokabeln wieder zu nähern.

Aber mit der Wiederherstellung der Unschuld ist es so eine Sache; dies lehrt das tägliche Leben, dies lehrt, in philosophischer Verdichtung, beispielsweise auch Heinrich von Kleists Essay über das Marionettentheater. Unschuldig tun ist nicht dasselbe wie unschuldig sein. Die angemessene Haltung gegenüber jenen Begriffen dürfte es sein, sie genauer anzusehen, sie zu „hinterfragen“.

Volk: das sind einerseits die unteren Schichten, die Nicht-Herrschenden; andererseits ist es die Gesamtheit der einer Nation angehörenden Menschen. Diese Gabelung existiert schon zweihundert Jahre; Ende des 18. Jahrhunderts wurden für diese mehrgleisige Entwicklung die Weichen gestellt. Dies kommt zum Ausdruck in den Überlegungen und Anmerkungen, die Johann Christoph Adelung in seinem Wörterbuch² unter dem Lemma Volk anführte: Vom „gemeinen Volk“ sei im allgemeinen nur „mit einem anklebenden verächtlichen Nebenverstande“ die Rede; aber: „Außer dem Oberherrn ist in einem Staate alles Volk, im weitesten Ver-

¹ Die deutsche Sprache in unserer Zeit. Zur Sprachgeschichte des 20. Jahrhunderts. 2. Aufl. Heidelberg 1971, S. 215.

² Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. 4. Theil, 2. Aufl. Leipzig 1801.

stande.“ Und nicht nur deshalb verdiene das Wort eine Aufwertung: „Einige neuere Schriftsteller haben dieses Wort in der Bedeutung des größten, aber untersten Theiles einer Nation oder bürgerlichen Gesellschaft wieder zu adeln gesucht, und es ist zu wünschen, daß solches allgemeinen Beyfall finde, indem es an einem Worte fehlet, den größten, aber unverdienter Weise verächtlichsten Theil des Staates mit einem edlen und unverfänglichen Worte zu bezeichnen.“ Charakteristischerweise fügt Adelung „Romane für das Volk, Volksromane, Volkslieder“ als Beispiele für den neuen Wortgebrauch an: die Aufwertung des Volksbegriffs geschieht Hand in Hand mit der Aufwertung des Kulturguts der ungebildeten Schichten, in dem man nun den natürlichen Ursprung und den Wurzelgrund aller wahren Kultur sieht.

In erster Linie ist hier auf Herders Wirken zu verweisen. Von ihm stammen Wörter wie Volkspoesie, Volkssage, Volksmärchen. Er hatte aber auch das Volk personalisiert; er sprach von Volkseele und Volkscharakter. Der Bestandteil Volk bleibt in diesen Wörtern in der Schwebe zwischen nationeller Zugehörigkeit und dem Hinweis auf die breite Masse. Als Friedrich Ludwig Jahn die Wörter Volkstum und volkstümlich bildete³, verlagerte sich das Gewicht aufs Nationale, denn zuerst waren diese Wörter ganz auf die Nation bezogen. Volkstümlich hieß: dem deutschen Volke eigentümlich. So wurde der revolutionäre Gedanke der Volkssouveränität, der aus Frankreich kam, neutralisiert oder doch entschärft. Wörter wie Volkstum und volkstümlich pochten auf die Eigenheit und das Eigenrecht der deutschen Nation, die ja noch nicht als Staatsverband existierte. Aber zumindest das Adjektiv volkstümlich nahm bald den Beiklang des Populären an⁴, zielte nun sehr viel mehr auf Geschmack und Gesinnung der einfachen Leute und bezeugte so wiederum die zwischen Nation und Unterschicht oszillierende Zweideutigkeit des Begriffs Volk.

Dies ist zunächst nur ein Stück Begriffsgeschichte. Aber sie wirkt sich aus auf den Bezug zur Sprache. Denn auch wenn von Volkssprache, Sprache des Volkes, Volk und Sprache o. ä. die Rede ist, schwingt immer beides mit: der Gedanke an die breite Masse (freilich in einer substantielleren Form, als es das Wort Masse assoziieren läßt), aber auch der Gedanke an eine einheitliche Nation.

Schon in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war die enge Verbindung zwischen Sprache, Volk und Nation gegenwärtig. Ein längeres Zitat Jacob Grimms aus dem Jahr 1846 macht dies deutlich: „Ein Volk ist der Inbegriff der Menschen, welche dieselbe Sprache reden. Das ist für uns Deutsche die unschuldigste und zugleich stolzeste Erklärung, weil sie mit einmal über das Gitter hinwegspringen und jetzt schon den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl sagen, einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Gesetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüsse, nicht Ber-

³ Deutsches Volksthum. Leipzig 1813 (Nachdruck Hildesheim, New York 1980), vgl. vor allem S. 7–9.

⁴ Vgl. Hermann Bausinger: Die Mühen der Einfachheit. Zur Modellierung des Populären in der Literatur um 1800, in: Jahrbuch der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung, Heidelberg 1985, S. 13–36.

ge Völkerscheide bilden, sondern daß einem Volk, das über Berge und Ströme gedrungen ist, seine eigene Sprache allein die Grenze setzen kann.“⁵ Soweit Jacob Grimm. Es ist sicherlich nicht hilfreich, eine direkte Linie von der Heidelberger Romantik zum Heidelberger Manifest zu ziehen; und gewiß wäre es töricht, Jacob Grimm als frühen Nationalsozialisten verorten zu wollen. Aber andererseits sind wir verpflichtet, solche Zitate vor der Folie einer späteren imperialistischen Auslegung zu lesen: Die gleiche, die einheitliche Sprache als Vorwand für machtpolitische Ausgriffe – das war letztlich das Konzept einer deutschen Nation, soweit die deutsche Zunge reicht, und sie reicht, wenn man an die vielen Einsprengsel mit deutschsprachigen Ausgewanderten denkt, weit.

Der nationale Ton trägt weiter, absorbiert zeitweilig fast ganz die soziale Seite des Begriffs Volk. Im Dritten Reich wird der Versuch gemacht, „die Deutsche Sprachforschung auf den Begriff Volk als ihre Mitte auszurichten“; die „Wesensverwandtschaft der beiden Gefüge Sprache und Volk = Nation“ wird postuliert; die Sprache gilt als „völkische Erkenntnisform und Erlebensweise“ – all dies sind Zitate aus der Habilitationsschrift von Fritz Stroh aus dem Jahr 1933 mit dem Titel „Der volkhafte Sprachbegriff“.⁶ Ohne die Anstrengung, die nationale und die soziale Seite des Volksbegriffs zu versöhnen, geht es auch hier nicht ab. Der Vermittlungsversuch wird in doppelter, geradezu entgegengesetzter Weise gemacht – manchmal in ein und derselben Schrift: Entweder werden die soziale Schichtung und die daraus entstehenden sprachlichen Unterschiede im Gedanken der Einheitssprache aufgelöst, oder der Begriff der Einheitssprache wird an die Sprache der unteren Schichten gebunden und aus ihr heraus erklärt. Zu beiden Tendenzen sollen ein paar Anmerkungen gemacht werden.

Über weite Strecken wird die Verschiedenheit der Schichten – die lebensweltlich-praktische wie die sprachliche Verschiedenheit – heruntergespielt. Alle Schichten werden festgelegt auf ihren Beitrag zum Nationalen, sprachlich gesehen: zur Einheitssprache. In Adolf Bachs „Geschichte der deutschen Sprache“ heißt es: „Da in einer Hochsprache schließlich alle Landschaften, Stände und Schichten mit ihren kulturellen Leistungen und ihrer Eigenart, wenn schon mit recht unterschiedlicher Stärke, zu Worte kommen, gewinnt sie einen wahrhaft nationalen Charakter.“⁷ Bach räumt zwar ein, daß der „Mann aus dem Volk“ im allgemeinen nur Mundart redet. Aber: „Dennoch haben alle Kreise und Schichten in einem Volk von der Bildungshöhe des unsrigen irgendwie Anteil an dem Idealtyp der Hochsprache, da sie ihn zum allermindesten zu verstehen in der Lage sind.“⁸

Wenn in einer wissenschaftlichen Abhandlung das Wörtchen „irgendwie“ erscheint, ist dies irgendwie verdächtig⁹, und hier geht der Verdacht dahin, daß die

⁵ Kleinere Schriften VII, S. 557.

⁶ Halle a. d. S. 1933, S. VII, 57, 35.

⁷ Geschichte der deutschen Sprache. 4. Aufl. Heidelberg 1949, S. 22.

⁸ Ebenda.

⁹ In der 6. Aufl. Heidelberg 1956, S. 21, fehlt das „irgendwie“; ansonsten sind die Formulierungen im wesentlichen unverändert und wie schon in den Auflagen von 1949 und 1953 Zeugnisse für die relative Wirkungslosigkeit der „Stunde Null“.

Gleichsetzung von Volk und Nation – und dies gilt nun nicht nur für die Sprachwissenschaft – ein Mittel war, vertikale Differenzen, also soziale Unterschiede und Spannungen zu leugnen zugunsten einer Einheitskonzeption. Diese Einheitskonzeption war der Gedanke des Sprachvolks und der Sprachnation.

Voraussetzung, aber auch Folge dieser Homogenisierung von Sprache und Nation war, daß alle heterogenen Konstellationen ausgeschlossen oder an den Rand gedrängt wurden. Dabei entsprachen die geschichtlich-politischen Realitäten jenem Konzept ja keineswegs: Deutsch war eine Sprache, die in verschiedenen Nationen gesprochen wurde, vor allem in Österreich und der Schweiz. Man lebte in nächster Nachbarschaft zu einer Nation, in der verschiedene Sprachen gleichberechtigt (zumindest im Prinzip gleichberechtigt) nebeneinander standen: die Schweiz. Und schließlich diente und dient Deutsch ja auch als internationales Verständigungsmittel, das funktioniert – was es eigentlich, streng genommen, gar nicht dürfte, wenn Volk und Sprache so kurzgeschlossen werden.

Die heterogenen Befunde zum Verhältnis von Sprache und Volk konnten um so leichter ausgeblendet werden, als die Vorstellung eines Sprachorganismus leitend war. Diese Idee des Sprachorganismus nahm ältere ganzheitliche Vorstellungen auf, Vorstellungen von der Sprache als zusammenhängender Struktur, als System, wie sie Ferdinand de Saussure entworfen hatte¹⁰ (der freilich als Genfer ein anderes Verhältnis zum Problem Volk und Sprache hatte!). Die Organismusvorstellung war demgegenüber geschlossener, sie verlegte alle Entwicklung ins Innere der Sprache und postulierte deren Einzigartigkeit. Indirekt wirkte sich diese Vorstellung auch dort aus, wo gar nicht vom Organismus die Rede war – und sie wirkt sich bis heute aus.

Es mag irritierend sein, daß bisher in diesem Aufsatz mit Zitaten operiert wurde, die schon Patina oder Rost angesetzt haben. Aber in diesen Zitaten werden die Anfänge einer Entwicklung sichtbar, die sich in Verästelungen bis in die Gegenwart zieht; in ihnen ist ‚zur Kenntlichkeit entstellt‘, was später eher in – freilich durchaus wichtigen – Spurenelementen auftaucht. Dies läßt sich andeuten an zwei Forschungsfragen, in denen – ziemlich unbemerkt – die Organismusvorstellung und der Gedanke der Sprachnation bis heute eine Rolle spielen.

Eine ist die Frage der Mehrsprachigkeit, genauer: des Bilingualismus. Es geht also nicht darum, daß jemand zusätzlich zur eigenen noch andere Sprachen erlernt, sondern darum, daß jemand mit zwei oder mehr Sprachen aufwächst, die ziemlich gleichrangig nebeneinander stehen. Dies ist eine eigene und höchst interessante Fragestellung – hier soll nur angemerkt werden, daß im Zeichen des Organismusprinzips dieser Bilingualismus oft und oft als pathologische Form des Spracherwerbs, als Störung, ja Zerstörung der Persönlichkeit betrachtet wurde – obwohl neuere, nüchternere Forschungen deutlich machen, daß es auf die jeweiligen Gegebenheiten ankommt, daß also intervenierende Variablen bestimmend sind wie das

¹⁰ Vgl. Grundfragen der allgemeinen Sprachwissenschaft. 2. Aufl. Berlin 1967.

Bildungsniveau, der Grad der Zuwendung durch die Eltern, die Möglichkeit für das Kind, die einzelnen Sprachen verschiedenen Domänen zuzuordnen (so daß beispielsweise eine Sprache als familiäre Haussprache, die andere als Sprache der Öffentlichkeit erscheint).¹¹

Ein zweites Beispiel für das heimliche Fortwirken des Organismus- und Sprachnationmodells bietet der Topos von der Unübersetzbarkeit bestimmter Leitideen und -begriffe. Im Deutschen läßt sich dies beispielsweise nachzeichnen am Begriff Heimat: daß Heimat unübersetzbar sei, hat inzwischen wohl jeder deutsche Bundeskanzler mindestens einmal verkündet, und die Behauptung taucht auch in sonstigen Festreden auf – nicht selten mit der Unterstellung, daß dieser Begriff eine Gemütsstiefe, aber auch ein kulturelles und geistiges Niveau spiegle, das von keinem anderen Volk erreicht wird.¹² Tatsächlich handelt es sich um die Mystifikation eines Übersetzungsproblems, das in diesem Fall schwieriger ist als in vielen anderen Fällen, das sich von diesen aber nicht prinzipiell, sondern nur graduell unterscheidet – auch zwischen Platz und piazza liegen Welten.

Ich belasse es bei diesen Andeutungen und wende mich der zweiten Strategie zu, Volk und Volk miteinander zu versöhnen, also die nationale und die soziale Bedeutung des Wortes in Übereinstimmung zu bringen. Hierher gehört der Versuch, die Sprache der unteren Schichten – die Redeweise des Volkes – zu einem besonders hochwertigen, wirksamen und zentralen Element der nationalen Sprache zu erklären. Adolf Bach¹³ zitiert Jahn: „Ohne Mundarten wird der Sprachleib zum Sprachleichen.“ Fritz Stroh sieht in den Volksmundarten die „Voraussetzung für die Erhaltung eines bodenständigen und lebenskräftigen bäuerlichen Volkstums“, das er mit Hans Naumann als das „tiefste, von den Müttern gesättigste Element der deutschen Nation“ betrachtet.¹⁴

Nicht nur die raunende Sprache und die Überschätzung des Bäuerlichen sind in solchen Wendungen problematisch. Die Dialekte sind ja doch per definitionem gerade nicht zentral, sondern die regionalen Varianten der Einheitssprache. Ein dialektprechender Ostfrieser versteht einen dialektprechenden Allgäuer nicht – und zwar nicht wegen des Intelligenzquotienten, sondern weil die Varianten zu weit

¹¹ Vgl. beispielsweise *Els Oksaar*: Bilingualism, in: *Current Trends in Linguistics* 9 (1972), S. 476–511. Über die Schädlichkeit des Bilingualismus äußern sich beispielsweise *Georg Schmidt-Rohr* (*Die Sprache als Bildnerin der Völker*, Jena 1932) und *Fritz Stroh* (*Der volkhafte Sprachbegriff*, wie Anm. 6, S. 81 f.), dieser allerdings u. a. mit Hinweis auf den Bericht „Le bilingualisme et l'éducation“ von einer Luxemburger Tagung 1928 – es handelte sich also nicht nur um eine deutsche Sichtverengung.

¹² Es gibt allerdings auch vorsichtiger Formulierungen des gemeinten Tatbestands. *Carl Jacob Burckhardt* schreibt in „Beobachtungen und Berichte“ dazu: „Heimat ist ein Wort, das unser Sprachgeist geschaffen hat, das in anderen Sprachen nicht zu finden ist und das völlig andere Gefühle weckt, stillere, stetigere, zeit- und geschichtslosere, als das leidenschaftliche Wort Vaterland.“ Zitiert nach: *Badische Heimat* 62 (1982), S. 56.

¹³ *Deutsche Mundartforschung. Ihre Wege, Ergebnisse und Aufgaben*. Heidelberg 1934, S. 166.

¹⁴ *Der volkhafte Sprachbegriff* (wie Anm. 6), S. 79.

auseinanderliegen. Dieser Sachverhalt schränkt auch die öfters vorgetragene Annahme etwas ein, der Dialekt sei eine Art Vitalspritze für die Einheitssprache. Zumindest wird man sagen müssen, daß hier eine Einbahnstraße deklariert wird, obwohl der Verkehr sich lebhaft auch in der Gegenrichtung bewegt.

Diese Einschränkungen und Relativierungen werden zwar von den Wortführern der Sprachnation und des Sprachvolks nicht diskutiert, aber doch wohl gesehen. Deshalb wurden (und werden) die Dialekte zwar in einem nicht näher bestimmten Verhältnis als eine Art Teilorganismus des größeren Organismus der Nationalsprache betrachtet; aber es wird dann quasi innerhalb der Dialekte ein einheitliches Prinzip postuliert, das sich befruchtend und prägend auf die größere, die nationale Sprache auswirkt. Dieses Prinzip erhält den Namen *Volkssprache*.

Dieser Begriff – nach dem bisher Entwickelten ist dies nicht verwunderlich! – wird in der Sprachwissenschaft in zwei verschiedenen Bedeutungen verwendet. Im historischen Zusammenhang handelt es sich meist um eine Bezeichnung der einheimischen Sprachen im Vergleich mit übergreifenden, in einem weiteren Kommunikationszusammenhang stehenden Sprachen – zu denken ist hier vor allem an die Auseinandersetzungen zwischen dem Latein und den verschiedenen Volkssprachen im späten Mittelalter. Aber mit Volkssprache wird auch eine besondere Art des Sprechens bezeichnet, die man – angeblich oder tatsächlich – den einfachen Leuten abgelautet hat, die aber als stellvertretend und prägend für die ganze Nation, das ganze Volk verstanden wird. Hier handelt es sich um eine Begriffsbildung, die parallel zu Volkslied, Volksmärchen, Volkskunst etc. zu sehen ist: Volkssprache als Teil der Sprache, aber als wichtigster Teil, als „Mutterboden“¹⁵ für alle sprachlichen Entwicklungen – wie Volk das Substrat für alle ist und so auf die Konvergenz der Bedeutung vulgus, populus und natio zuführt.

Bei der Einführung und Ausbreitung des Begriffs Volkssprache orientierte man sich an Ethnologen wie dem Franzosen Lucien Lévy-Bruhl, der eine besondere Denk- und Lebensart der Primitiven postuliert hatte; „primitiv“ hieß für ihn so viel wie anfänglich, urtümlich, grundlegend. Die primitive Geistesart ist nach ihm charakterisiert durch das Vorherrschen des Gefühls, den Mangel an Logik, die assoziative Denkweise.¹⁶ Diese Merkmale wurden auch in der Sprache der Primitiven, also der Naturvölker, nachgewiesen – und ganz entsprechend wurden sie in der deutschen Volkssprache gesucht und gefunden:¹⁷ die Vorliebe für gefühlsbetonte Ausdrücke, die drastische, übertreibende Ausdrucksweise, Bildhaftigkeit und An-

¹⁵ Der Begriff „Mutterboden“ spielt in den frühen theoretischen Diskussionen der Volkskunde eine wichtige Rolle: Albrecht Dieterich wendet den von Eduard Hoffmann-Krayer benutzten Begriff „vulgus“ damit ins Positive, und auch für Viktor von Geramb und Hans Naumann ist er wesentlich. Vgl. *Gerhard Lutz* (Hrsg.): *Volkskunde. Ein Handbuch zur Geschichte ihrer Probleme*. Berlin 1958, S. 80 passim.

¹⁶ Vgl. *La mentalité primitive*. Paris 1922.

¹⁷ Zu der Parallelisierung und zu den im folgenden kurz skizzierten Merkmalen vgl. *Adolf Bach*: *Deutsche Mundartforschung* (wie Anm. 13), S. 141 ff.

schaulichkeit, ein Hang zur Konkretheit, Frische, aber auch Behaglichkeit, Wiederholung, Bezeichnung des Besonderen unter Umgehung des Allgemeinen (als exotisches Beispiel haben die über hundert Schneesorten der Eskimos in der Linguistik Karriere gemacht, als einheimisches Beispiel werden immer wieder die differenzierenden Gattungsbegriffe für das Vieh und der Verzicht auf eine übergreifende Gattungsbezeichnung angeführt).¹⁸

All diese Merkmale werden, wo von der Volkssprache die Rede ist, mit Lob genannt: Die Volkssprache ist eine der Poesie nahestehende Sprache, eine lebendigere und farbigere Sprache als das gelehrte Deutsch, als die Sprache der Wissenschaft, der Verwaltung, der Technik usw. Das leuchtet zunächst durchaus ein. Fragwürdig erscheint es, daß diese Volkssprache auch „deutscher“ sein soll als die übrigen Sprechweisen. Und auffallend ist es, daß gleiche oder ähnliche Merkmale wie die der Volkssprache in der Diskussion um die sogenannten Sprachbarrieren Ende der sechziger Jahre auftauchen – und hier mit eindeutig negativen Vorzeichen. In dieser Diskussion wurde deutlich, was auch schon Franz Xaver Kroetz in seinen frühen Stücken vorgeführt hatte: daß „Volkssprache“ an die Sprachlosigkeit grenzt – Sprachlosigkeit als Ausdruck dessen, daß Menschen in eingeschränkten Verhältnissen auch nur mit dem allerengsten Bereich sprachlich umzugehen vermögen.

Die Sprachbarrierentheorie¹⁹ unterschied zwei Redeweisen oder Codes – den restringierten (also eingeschränkten) und den elaborierten oder differenzierten (also verfeinerten) Code. Die wesentliche These dabei war, daß Unterschichtkinder mit dem restringierten Code aufwachsen, sich deshalb in der wissenschaftlich geprägten Welt – die ja bereits in die Schule hineinreicht – schlechter zurechtfinden und so zeitlebens vor Sprachbarrieren stehen. Der restringierte Code wurde dabei u. a. durch simple Satzmuster, durch Wiederholungen, vor allem aber durch eine konkrete (oft konkretistische), mit praktischem Handeln verbundene Sprache charakterisiert. Der restringierte Code wird charakterisiert – so könnte man etwas vergrößert und verkürzt sagen – wie die Volkssprache.

Der „Erfinder“ der Sprachbarrierentheorie, Basil Bernstein, hat selber die Eigenart des restringierten Codes in diesem Sinne geschildert: Dieser Code darf nach seiner Auffassung „nicht mit Geringschätzung angesehen werden“; und gelegentlich erkennt er ihm eindeutige Vorzüge zu: „Metaphorik von beachtlicher Kraft, Einfachheit, Unmittelbarkeit, Vitalität und Rhythmik“.²⁰ Trotz diesen auch positiv zu fassenden Merkmalen plädiert er aber für „kompensatorische Spracherziehung“, also für die Überwindung des restringierten Codes, besser: für zusätzliche sprachliche Potenzen und Möglichkeiten.

¹⁸ Vgl. *Walter Henzen*: *Schriftsprache und Mundarten. Ein Überblick über ihr Verhältnis und ihre Zwischenstufen im Deutschen*. 2. Aufl. Bern 1954, S. 32 ff.

¹⁹ Ein knapper Überblick über die Sprachbarrierendiskussion findet sich bei *Hermann Bausinger*: *Deutsch für Deutsche. Dialekte, Sprachbarrieren, Sondersprachen*. 3. Aufl. Frankfurt am Main 1984, S. 49–57.

²⁰ *Studien zur sprachlichen Sozialisation*. Düsseldorf 1972.

Es hat den Anschein, daß diese Diskussion um die Sprachbarrieren, die durchaus kontrovers geführt wurde, den Begriff der Volkssprache verdrängt hat. Er spielt seither nur noch eine ganz untergeordnete Rolle. Allerdings sollte gefragt werden, ob nicht immer wieder einmal die in dem Begriff implizierten Vorstellungen – teilweise unter anderem Namen und jedenfalls in anderen Zusammenhängen – weiterwirken. Ich will versuchen, dieser Frage anhand von drei Beispielen nachzugehen.

Das erste Beispiel: Man spricht nicht mehr über Volkssprache – um so mehr über die Mundart, den Dialekt, und zwar weit über die Wissenschaft hinaus. Ungefähr gleichzeitig mit der Sprachbarrierendiskussion entwickelte sich, in regionalistischen Zusammenhängen, eine Welle der Mundartdichtung und der bewußten Mundartpflege. Wo diese Welle kommentiert wird, finden sich nicht nur Charakterisierungen, die denen der Volkssprache vergleichbar sind – es gibt auch manchmal die überzogene Erwartung, daß die Mundart (und sie ist ja nichts anderes als die jeweilige konkrete Form der Volkssprache!) zur Grundierung, Kräftigung und Reinigung der ganzen Sprache beiträgt. Martin Walser hat an einer offiziellen Rede zum 17. Juni gezeigt, wie der Versuch einer Übersetzung dieser Rede in den alemannischen Dialekt alle Seifenblasen platzen läßt und alle Hohlheiten freilegt. Der Dialekt, so Walsers Einschätzung, ist sachlicher, der Sache angemessener als das Hochdeutsche, er „entlarvt das Unhaltbare“. Walser folgert: „Müßten alle Kommunikés oder auch alle Wahlreden in diesem Dialekt gehalten werden, und zwar in den originalen Wörtern dieses Dialekts, dann müßte, ohne Schaden, viel ungesagt bleiben.“ Er fügt freilich hinzu: „In anderen Ausdrucksbereichen allerdings darf man die Zurückgebliebenheit unseres Dialekts nicht zum Maß des Sagbaren machen, sonst müßten wir auf viel Zivilisation verzichten.“²¹ So vorsichtig aber waren und sind nicht alle Lobredner des Dialekts. Immer wieder finden sich törichte Feststellungen wie die, daß der Dialekt wegen seiner – man könnte hinzufügen: volkssprachlichen – Farbigkeit für die Literatur besser taugt als die Hochsprache, oder daß man im Dialekt nicht lügen könne. Man kann – man lügt nur anders.

Ein zweiter Bereich, in dem sich – in veränderter Form – einige von den alten Bewertungen der Volkssprache halten, ist der bestimmter Gruppensprachen. Daß überhaupt nach Gruppensprachen gefragt wird, bedeutet freilich eine Abkehr vom Gedanken der Volkssprache. Dort war in der Regel höchstens recht allgemein und eigentlich mehr symbolisch von der bäuerlichen Sprache die Rede, während konkrete Trägergruppen der Volkssprache kaum interessierten. Im Vergleich damit ist die Herausarbeitung der Sprache – oder vorsichtiger gesagt: der Sprechweise – bestimmter Gruppen ein Fortschritt. Allerdings drängt sich der Verdacht auf, daß sich in der Bewertung einzelner Gruppensprachen hin und wieder ähnliche Pauschalurteile durchsetzen wie früher für die Volkssprache.

²¹ Bemerkungen über unseren Dialekt, in: *Bodensee-Literaturpreis 1967 der Stadt Überlingen*. Frankfurt am Main o. J. (1967), S. 10–15; s. S. 13.

Ich denke etwa an die Verzückungen, in die manche Berichterstatter (und durchaus auch Linguisten) fallen, wenn sie Sprachbildungen der Jugendsprache referieren. Der Ausdruck „tote Hose“ – so steht es in einem Aufsatz über die Jugendsprache – sei „zugleich witzig, exklusiv und erotisch-bildlich“.²² Die Exklusivität und Erotik der toten Hose sollen hier nicht im einzelnen untersucht werden; aber es hat doch den sicheren Anschein, daß hier (und in vielen anderen Fällen) die Kreativität und Bildhaftigkeit der Jugendsprache überschätzt werden.²³ Gewiß, es gibt spontane Reaktionen, die von kreativer Schlagfertigkeit zeugen: In Berlin warten ein paar Rocker vor einem Lokal auf einen Disco-Besucher – der sagt beim Hinausgehen: „Paßt bloß auf, ik kann Ikebana.“ In Tübingen wird eine Punk-Frau gefragt, warum sie sich Sicherheitsnadeln durch die Gesichtshaut zieht. Sie schaut den Frager mit großen, durch Kajal unschuldig gemachte Augen an und sagt: „Zur Sicherheit, natürlich.“ Aber diese spontanen Schöpfungen sind ja doch die Ausnahme. In der Regel handelt es sich um Formeln, die verwendet werden, um gängige Münzen (deren Wert und Funktion allerdings nur Eingeweihte kennen), und der Reiz liegt nicht in der Neuheit, sondern darin, daß als neu Geltendes allgemein bekannt ist und, für eine begrenzte Zeit, ständig wiederholt wird. Formelhaftigkeit heißt aber auch, daß die Bildqualität verloren geht. Was Jean Paul von der Sprache als ganzer sagte: sie sei ein „Wörterbuch verblaßter Metaphern“, gilt hier in besonderer Weise: Wenn etwas in der Jugendsprache als „ätzend gut“ bezeichnet wird, denkt niemand an beißende und fressende Schärfe, wenn etwas als „astrein“ charakterisiert wird, denkt niemand an Sauberkeit, und wenn etwas „affengeil“ genannt wird, hat dies mit dem Liebesleben unserer tierischen Verwandten nichts mehr zu tun.

Ich schlage mich mit diesen Feststellungen nicht auf die Seite der Kritiker, die in der Jugendsprache eine defekte Sprach- und Kulturform sehen, die jeglichen Stil bedroht und nur durch Gestaltlosigkeit charakterisiert ist. Solche Urteile sind schon deshalb schief, weil die Elemente der sogenannten Jugendsprache in die Dialoge von Jugendlichen nur eingestreut werden wie Signale; was die Jugendlichen sprechen, ist also nur partiell Jugendsprache.²⁴ Was ich herausstellen möchte, ist die Unangemessenheit mancher vorbehaltlos positiven Urteile, die – um in unseren Argumentationszusammenhang zurückzuführen – an manche pauschal-positiven Urteile über die Volkssprache erinnert.

Der dritte Bereich, in dem sich manches vom früheren Diskurs über die Volkssprache wiederfindet, ist die Behandlung der Alltagssprache, der Alltagskommunikation. Man kann sogar, etwas zugespitzt, behaupten, Alltagssprache sei – Volkssprache, aber ohne den Bezug auf die Nationalsprache und ohne die Unterstellung,

²² Peter Schleuning: Scene-Sprache, in: Osnabrückische Beiträge zur Sprachtheorie 16 (1980), S. 9–44.

²³ Hierzu ausführlicher Hermann Bausinger: Jugendsprache, in: Reinhart Lempp (Hrsg.): Reifung und Ablösung. Bern etc. 1987, S. 9–17.

²⁴ Vgl. Gabi Willenberg: Wie gräbt man eine Schnecke an?, in: Muttersprache 94 (1984), S. 371–374.

daß sie der beste und gesündeste Teil der Sprache überhaupt sei. Von der philosophischen Seite haben deutsche Phänomenologen den Weg zum Alltag geebnet, von der sprachpraktischen Seite amerikanische Sprachwissenschaftler, die eine Art „Ethnographie des Sprechens“ entwickelten²⁵ und den alltäglichen Sprachgebrauch untersuchten.

Die Alltagssprache hat ihren Schwerpunkt vielfach nicht auf der inhaltlichen, sondern auf der sozialen, der Beziehungsebene.²⁶ Wenn sich zwei Nachbarn übern Zaun unterhalten, zwei Frauen bei einer Vernissage, ein paar Männer in der Kneipe – dann ist der Inhalt in vielen Fällen relativ gleichgültig, weil sich die Personen zunächst einmal ihrer Zusammengehörigkeit, ihrer Beziehung versichern. Auch sinnlose Gespräche, etwa die endlosen Tautologien über das Wetter, erhalten so ihren Sinn.

Alltagssprache ist über weite Strecken formelhaft, und sie ist ritualisiert, ist Routine. Karl Kraus hat einmal Sprachanweisungen mit ärztlichen Rezepten verglichen und betont, man sollte begreifen, „daß vor dem Sprachgebrauch der Kopf zu schütteln sei“.²⁷ In der Alltagssprache ist dies gerade nicht angebracht, der Zweifel hat hier keine Funktion. Nicht reflektierte Diskurse sind hier gefragt, sondern oft nur Signale der Bestätigung. Ein Beispiel aus den „Krisenexperimenten“ von Harold Garfinkel²⁸, etwas adaptiert an deutsche Verhältnisse, macht dies deutlich: Ein Mann kommt von der Arbeit nach Hause. Die Frau fragt ihn, was er zum Essen möchte. Der Mann sagt: „Am liebsten gar nichts.“ Die Frau wirft daraufhin nicht etwa den Kochlöffel weg, sondern kocht in aller Ruhe weiter, und zehn Minuten später ißt der Mann mit bestem Appetit die aufgetragene Mahlzeit. Schizophrenie? Nein: die Erwiderung hieß gar nicht „Ich habe keinen Hunger“, sondern etwa: Laß mich erst mal ein paar Minuten in Ruhe, und bisher hast Du ja noch immer etwas auf den Tisch gekriegt! Ein Signal, keine reflektierte Äußerung.

Der Einblick in die Alltagssprache hat eine ähnliche Erkenntniserweiterung bewirkt wie früher der Einblick in die Volkssprache (allerdings diesseits der nationalen Implikationen). Er hat deutlich gemacht, daß es neben der in Reflexion geformten, der Logik verpflichteten Sprache eine andere gibt, die Reflexion eher verbietet und die funktioniert aufgrund ihres Zusammenhangs mit – sich wiederholenden – praktischen Gegebenheiten. Aber: es ist – und dies gilt wiederum für die Alltagssprache wie für die Volkssprache! – eine Sprechweise, die sich leicht immunisiert gegen Veränderungen, die auf das Bestehende pocht.²⁹

²⁵ Vgl. Dell H. Hymes: Die Ethnographie des Sprechens, in: Horst Holzer, Karl Steinbacher (Hrsg.): Sprache und Gesellschaft. Hamburg 1972, S. 296–317.

²⁶ Zu dieser Unterscheidung s. Paul Watzlawick u. a.: Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern 1969, S. 51.

²⁷ Die Sprache. 3. Aufl. München 1956, S. 12.

²⁸ Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, N. Y. 1967.

²⁹ In dem zitierten Beispiel ist ja nicht nur die traditionelle Rollenverteilung zwischen Mann und Frau erhalten, sondern auch ein deutliches Machtgefälle, das durch das sprachliche Gebaren unterstützt wird.

Für Menschen, die aufgrund ihrer beruflichen und sozialen Stellung höhere Ansprüche an die Sprache stellen, die sie in erster Linie verstehen als Medium des Diskurses, der präzisen Erfassung von Sachverhalten und des Aushandelns von Sinn, ist der Einblick in jene andere Sprache wichtig;³⁰ aber – wiederum: wie bei der Betrachtung der Volkssprache – auch hier wäre es falsch, die Geltung zu verabsolutieren und den Wert der Alltagsroutine über den des reflektierten Sprechens zu stellen. Ja man wird sagen dürfen, daß auch in unseren Alltag so viel Veränderungen, so viel Komplexität, so viel neue Herausforderungen eingezogen sind, daß Routine allein nicht mehr ausreicht und daß vor allem immer wieder neue Routinen entwickelt und gelernt werden müssen.

Konstrukte wie Alltagssprache oder Volkssprache können dann sinnvoll sein, wenn sie als Möglichkeiten einer ersten Ein- oder Zuordnung verstanden werden, als Richtungsanzeigen gewissermaßen, die uns erst auf den Weg der Analyse schicken. Wo sie ideologisch festgelegt werden, wie dies lange Zeit bei der Volkssprache der Fall war, werden sie zu Begriffsschablonen, die erst durchbrochen werden müssen, wenn genauere Beobachtungen möglich werden sollen.

Wir sind das Volk, wir sind ein Volk – es kommt darauf an, was das heißt. Und dies ist eine schwierige Geschichte.

English Summary

HERMANN BAUSINGER: People and Language. On an ambiguous relationship.

Beginning with observations on topical political slogans, the author questions the concept of "people" („Volk“) and its relevance to the understanding of language. Since the late 18th century the term "people" denotes, on the one hand, the lower strata of society and, on the other hand, the totality of all people belonging to a nation. National and, above all, national socialist linguistics exploited this ambiguity: the "vernacular" („Volkssprache“) was considered to be a basic category that was particularly evident in rural dialects, but was also seen to characterize the German language as a whole. With regard to the present, the author asks if the concept of "vernacular" has not influenced some other areas as well: it is apparent in the overestimation of dialect, in the unreflected enthusiasm for certain group vernaculars, but also in the exaggerated emphasis on everyday language.

³⁰ Wenn studentische Wohngemeinschaften scheitern, dann im allgemeinen ja nicht deshalb, weil darin zu wenig diskutiert wurde, sondern weil es nicht gelungen ist, einen Raum des Selbstverständlichen, des Alltäglichen zu schaffen, in dem Diskurse unnötig, wechselseitige Bestätigungen dagegen um so wichtiger sind.

Erzählen im sozialistischen Alltag

Beobachtungen zu Strategien der Lebensbewältigung in Südosteuropa

Von Klaus Roth, München

Als Alan Dundes vor einigen Jahren eine Sammlung politischer Witze aus Rumänien herausgab, konnte er nicht nur zahlreiche Motivparallelen zum Witzbestand anderer sozialistischer Staaten und des Dritten Reiches aufdecken, sondern auch einige Beobachtungen zur Funktion und zur Bedeutung dieser Witze bestätigen, die andere Forscher vor ihm in ähnlicher Form am Witzmaterial aus totalitären Staaten gemacht hatten. Politische Witze, so schrieb Dundes, „provide a much-needed outlet for any people forced to be silent“ (Banc/Dundes 1985: 10). Ganz ähnlich hatte zuvor Lutz Röhrich über die politischen Witze des Dritten Reiches geurteilt, diese dienten „als geistiges Ventil und Regulativ zur Wiederherstellung des seelischen Gleichgewichts“, zeigten damit aber auch „eine Art Ausweichen in eine Welt der Illusion“ an; politische Witze seien als „Surrogat . . . freier Meinungsäußerung“ einerseits, „innerer Widerstand gegen den totalitären Staat“, doch das „befreiende Gelächter“ über den Witz schaffe andererseits auch „Vergnügen, Lustgefühl, Entspannung“ (Röhrich 1977: 211).

Politische Witze wie jene aus den sozialistischen Ländern geben aber darüber hinaus, und hierin liegt nach Dundes eine weitere Bedeutung, „an unrivaled view of the daily conditions prevailing behind the Iron Curtain“; ihre karikierende und satirische Überzeichnung der Realität vermittele letztlich „a clearer account of living conditions than what is customarily reported in conventional political and economic studies. The human responses to a repressive social system are rarely found in cold facts and figures“ (Banc/Dundes 1985: 10). In ähnlichem Sinne hatte Röhrich vorgeschlagen, mit Hilfe „von Witzen eine ganze Epoche darzustellen“ (1977: 215). Doch Dundes geht noch einen Schritt weiter, wenn er einen noch unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Realität totalitärer Staaten und der Notwendigkeit des politischen Witzes aufzeigt: Das Erzählen solcher Witze sei *Lebenshilfe*, oft sogar *Überlebens-Hilfe*: „The jokes survive just as the peoples under communism survive. In fact, it is partly these jokes which make it possible for oppressed people to survive“ (Banc/Dundes 1985: 13).

Die Beobachtungen der beiden genannten – und anderer – Autoren sind ohne Zweifel zutreffend und grundlegend. Durch die Beschränkung auf nur *ein* Genre, den Witz, fassen sie jedoch notwendigerweise nur einen Ausschnitt einer weitaus komplexeren Realität alltäglichen Erzählens in totalitären Staaten. Witze, so zeigt dem Forscher jeder Aufenthalt in den sozialistischen Ländern¹ Europas, sind nur

¹ In diesem Beitrag verwende ich den Begriff „sozialistische Länder“ für jene Länder Südosteuropas, die bis 1989/90 sozialistische Volksrepubliken waren; das Erbe des Sozialismus ist auch nach der politischen Wende stark, so daß diese Bezeichnung noch nicht völlig obsolet ist.